



SCHÜTZENDE WAND AUS ZAUBERHAND

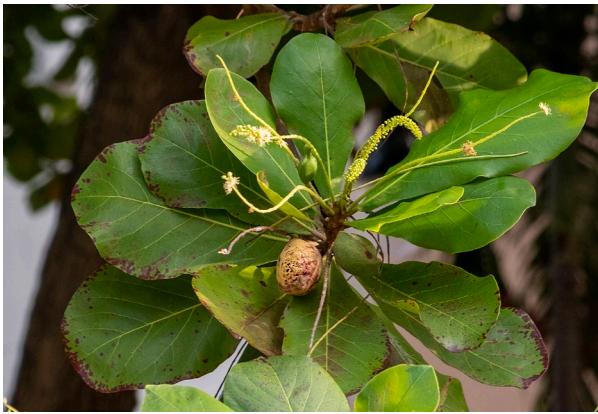
Sonntag, 14. November 2021 – Mérida (Mexiko) Parque Hidalgo

20.968486,-89.622325

Plötzlich scheppert und krächzt, schmatzt, quietscht und blechzt es durch die Luft. Die Kronen der Bäume beginnen wie von Zauberhand zu zittern. Da und dort knallen fasrige, rubinrote Früchte zu Boden, gefolgt von Blütenkölbchen und dünnen Ästen. Ein ganzer Schwarm Sittiche ist irgendwo im Dschungel von Yucatán aufgebrochen, über die Dächer des modernen Mérida hinweg in die gepflegte Altstadt hinein gepfeilt, vorbei an ernstesten Kirchenfassaden und verspielten Villen aus der Kolonialzeit. Mitten an diesem verschlafenen Nachmittag machen sich die Vögel ausgerechnet über die vier Katappenbäume auf dem sonst so ruhigen Hidalgo-Platz her, wo ich sitze. Was für ein Happening für die Ohren. Allerdings richten nur die Touristen den Blick nach oben – und sehen nichts, denn die limet-

tenfarbigen Körper dieser Péricos sind in dem Blattwerk kaum auszumachen. Nach ein paar wenigen Minuten hat das nervöse Spektakel ein Ende, lösen sich die Vögel alle gleichzeitig aus dem Laub, flattern zum Schwarm zusammen, knattern davon.

Jetzt kann ich die Stimme der jungen Frau wieder hören, die mit ihrem Babybuggy vor dem Café steht und singt. Sie hat ein kräftiges Organ, doch für meine Ohren wirkt ihr Gesang auf geradezu schmerzhaft falsche Weise. Wobei ich gar nicht genau sagen könnte, woran sich da richtig und falsch messen liesse, denn eine Melodie scheint nicht ihr Ziel. Zwölftonmusik? Schönberg in Yucatán? Oder doch ein alter Ritualgesang der Maya? Die Frau trägt eine Schirmmütze, einen schwarzen Rock und eine weiße Bluse, sauber und gebügelt, es ist



ja auch Sonntag. Ihr Bub langweilt sich, hüpf bald aus dem Wagen, reißt Mama am kleinen Finger, tollt dann mit seinem Spielzeuglaster über den Platz. Wenig später tritt sie an meinen Tisch und hält mir ihre Hände wie einen Korb unters Gesicht. Ich lege einen kleinen Schein hinein, ihre Finger schließen sich dankbar und ich spüre, wie feucht sie sind.

Wegen ihr aber sitze ich nicht seit bald zwei Stunden hier. Ich genieße die kühle Luft auf dem Platz und blättere in einer launigen Broschüre über die Küche von Yucatán. Insgeheim aber hoffe ich vor allem, dass der Mann mit den Fächern noch einmal auftaucht, den ich gestern auf diesem Platz in Aktion gesehen habe. Mit seinem weißen Jackett, seinem Sonnenhut, seinem stattlichen Bauch, seinen vollen Backen und seinem Schnauz erinnerte er mich an Peter Ustinov in Tod auf dem Nil. Er stand umringt von vier älteren Damen aus Kanada, die ihn alle um wenigstens einen Kopf überragten. Seine Fächer waren billige Plastikware aus China, da machte er keinen Hehl daraus. Doch so ein Fächer sei eine großartige Sache, der beste Freund jeder wahren Señora. «Wissen Sie überhaupt, wozu so ein Abanico wirklich dient?

Glauben Sie etwa, es geht um Wind?» Er schaute in die Runde, zog seine buschigen Augenbrauen hoch und legte den Kopf leicht schief. «Natürlich nicht! Ein Fächer dient der Frau dazu, alles abzuwehren, was ihr zu nahe tritt. Da macht Ihnen einer Komplimente, das ist nett, soll er nur, dann aber will er plötzlich mehr. Bamm! Da ziehen Sie Ihren Fächer hoch – und schon haben Sie ihn aus ihrem Blick entfernt. Will jemand Geld von Ihnen? Redet jemand langweiliges Zeug? Spielt sich eine Konkurrentin auf? Bamm! Sie reißen den Fächer hoch und schon ist da eine Wand zwischen Ihnen und der Welt. Was auch immer Sie stört... Bamm!» Beim letzten Bamm riss der kleine Kerl den Fächer mit einer solchen Wucht nach oben und auseinander, dass er sich damit ganz aus dem Gleichgewicht brachte und erst nach einer halben Pirouette wieder sicher zu Stehen kam, die Karikatur einer Flamencotänzerin.

Dass die Abanicos aus Plastik seien, könne sich dabei als ein Vorteil erweisen, fuhr er unbeirrt fort, faltete den Fächer sorgfältig in seine Linke und zog die Schultern leicht an, als laufe ihm etwas eiskalt über den Rücken: «Auch beim Schwimmen kann es nämlich passieren, dass



der Señora etwas begegnet, was ihr gar nicht ins Konzept passt...» Wie ein Zauberkünstler hatte der Mann plötzlich einen Haifisch aus Plastik in den Fingern, zog ihn nach oben als tauche er eben aus den dunkelsten Tiefen eines unheimlichen Ozeans auf, ließ ihn mit vor Angst zitternder Hand auf sein Gesicht zuschwimmen, riss die Augen weit auf wie Fay Wray beim Anblick von King Kong, erhob sich vor Erregung auf die Zehenspitzen, doch dann, ehe die Bestie seine Nasenspitze erreichte: «Bamm!», knatterte er den Fächer dazwischen. Diesmal war seine Geste so heftig, dass die untersten Stäbe des Abanico aus der Fassung sprangen und wie ausgerenkte Glieder nach unten hingen. Billigware eben. «Sehen Sie, was so ein Fächer alles mitmachen muss! Aber was bedeutet schon so ein Accessoire, wenn es um Leben und Tod geht!». Mit seinen kurzen Fingern versuchte er die Blätter wieder auf den metallenen Dorn zurück zu nesteln, was indes nur halb gelang. Nach einigen Sekunden gab er auf, riß «Bamm!» den havarierten Fächer vors Gesicht, drückte die Brust heraus, nickte schnell, drehte sich ab und schritt wedelnd davon. Die vier Kanadierinnen blieben mit offenem Mund zurück. Wie viel sie von seiner Ge-

schichte verstanden haben, weiß ich nicht. Ich selbst begriff erst zu spät, was für ein wunderbares Weihnachtsgeschenk diese Fächer wären. Ich kenne viele Menschen, die so einen Zauberstab gut brauchen könnten, aus dem heraus man mit einer Handbewegung «Bamm!» eine Grenze zaubern kann, eine Wand zwischen sich und der Welt, einen Paramonde, einen Schutz gegen die Haifische im Leben.

Natürlich gehen noch andere Verkäufer mit Abanicos herum. Doch deren Fächer sind einfach nur billige Ware aus China, mit der man gegen Seeungeheuer nichts ausrichten kann. Also warte ich weiter auf den kleinen Kerl. Er muss hier vorbeikommen, denn der Parque Hidalgo ist so etwas wie das Herz der Stadt, mehr noch als die Plaza de la Independencia oder Plaza Mayor, der große Platz vor der angeblich ältesten Kathedrale Amerikas. Auf der Plaza Mayor haben sich vor allem offizielle Stände mit lokalem Handwerk und anderen Souvenirs eingerichtet. Fliegende Händler mit festen Landeplätzen bieten hier Churros und Marquesitas an, Crêpes mit einer Füllung aus Edamer, Nutella, Kondensmilch und Konfitüre, die Erfindung eines Eisverkäufers aus Mérida. Und am Abend setzen die Stadtbehörden

mit viel Licht- und Soundkraft auf der Fassade von San Ildefonso alte Legenden aus Yucatán in Szene. Auf dem Hidalgo-Platz ist alles etwas informeller organisiert, breiten die Händler ihr Gut eher am Boden oder auf kleinen, selbst herbeigeschafften Tischchen aus. Dass auch sie feste Plätze haben, kann man zum Beispiel an dem Verkäufer von Hängematten erkennen, der für die Inszenierung seiner Ware stets den gleichen Laternenpfahl benutzt.

Seit drei Tagen schon wohne ich im alten Gran Hotel am Parque Hidalgo und trinke hier täglich zahllose Kaffees. Dabei fallen mir immer wieder die gleichen Figuren auf. Einige gehen ihren Geschäften nach, verhökern Schmuck oder Tücher, Spielzeug oder Blumen. Andere sind von morgens bis abends da, ohne etwas zu verkaufen, ohne zu betteln, ohne zu musizieren, zu tanzen, zu malen... Ihr Kunststück ist das der reinen Präsenz. Wie kommt ein Mensch dazu, irgendwann seine ganzen Tage hier zu verbringen? Kaum anzunehmen, dass das eine bewusste Wahl ist. Vielleicht sucht man hier etwas und kommt also wieder, Morgen für Morgen. Und irgendwann weiss man gar nicht mehr, was man ursprünglich gesucht hat – oder aber man hat es gefunden.

Am Nebentisch sitzt ein etwas älterer Herr, der mir schon bei meinem ersten Kaffee hier aufgefallen ist, denn er ist offenbar stets mit einem großen, blauen Reisekoffer unterwegs, dessen abgerissenen Handgriff er durch eine Art Bügel aus Draht ersetzt hat. Ich habe bisher nicht herausgefunden, ob er oder ob sein Koffer irgendeine Funktion haben auf diesem Platz. An seinem rechten Ohr und seiner Schläfe klebt noch etwas Rasierschaum und immer wieder zieht er die Hosen über seinen neuen Turnschuhen zurecht, offenbar will er gepflegt erscheinen. Er putzt mit Hingabe seine Sonnenbrille, dann liest er systematisch sämtliche Texte auf seinem Zigarettenspaket der Marke Chesterfield. Auf dem Tisch vor ihm liegen sein Mobiltelefon, eine Plastiktüte mit geschälten Mandarinen und ein kleiner Stapel mit Plastilin in verschiedenen Farben. Ich lächle ihm zu, er lächelt nach kurzem Zögern zurück. Ich werde ihn fragen, was er mit der Knetmasse vorhat, ob er Künstler sei.

In dem Moment rollt mit grollendem Gelächter der Gitarrist ohne Unterleib herbei, der mir ebenfalls fast schon ein Bekannter ist. Mit Schwung parkt er seinen Rollstuhl vor einem Tisch, an dem eine optimistische Amerikanerin





mit ihrer griesgrämigen Tochter sitzt: «A giv'ya a good song right now, this will cheer'ya up», kaut er in breitestem Amerikanisch in die Luft, greift zu seiner Gitarre und legt los. Ich habe schon mehrfach beobachtet, wie geschickt er mit amerikanischen Ladys zu schäkern versteht, was für ein gutes Gefühl er für den richtigen Zeitpunkt, die richtige Ansprache, den passenden Ton hat. Er muss nicht um Geld bitten. Die Ladys geben, als seien sie ihm etwas schuldig, Noten meist, nicht bloß ein paar Münzen.

Zu Beginn nahm ich all die Menschen, die den Platz von früh bis spät besetzen, als Einzelne wahr, die scheinbar ohne Verbindung zueinander ihrem Tun oder Nichttun nachgehen. Bald aber merkte ich, dass alle einander bestens kennen und ganz selbstverständlich miteinander reden, wenn es sich ergibt oder wenn man etwas voneinander braucht, etwas Kleingeld, eine Besorgung, Hilfe. Und plötzlich kam mir der ganze Hidalgo-Platz wie ein Grossraumbüro vor, in dem alle Tag für Tag in einem aufregungslosen Nebeneinander den gleichen Routinen nachgehen. Man spricht miteinander, wenn man etwas zu besprechen hat – oder wenn man sich zufällig beim Kaffee trifft. Sonst spielen alle wieder und

wieder ihre Rollen im immer gleichen Stück. Einzige die Kinder denken sich von Zeit zu Zeit neue Spiele aus. Die Töchter der Händlerin etwa, die gestickte Decken verkauft, probieren jetzt gerade auf einer Parkbank wohligh kichernd verschiedene Arten der Umarmung aus.

Eine Schlüsselposition nimmt die Zigarettenverkäuferin ein, die an der Ecke zur Calle 60 vor dem Café Santa Clara sitzt. Alle, die von der Plaza Mayor her kommen, gehen an ihr vorbei. Die Touristinnen und Touristen belächeln meist nur, dass hier jemand einzelne Zigaretten verkauft, was in Industrieländern kaum noch vorkommt. Viele Bewohnerinnen und Bewohner des Parque Hidalgo aber leisten sich ab und zu eine Fluppe bei ihr – auch die zwei Stadtpolizisten, die zusammen mit ihrem blauen Miniauto am Rande des Platzes die Staatsmacht repräsentieren.

Nach neun Uhr abends packen die Händlerinnen und Händler allmählich ihre Ware ein. Die Cafés haben längst geschlossen, die Lichter der Restaurants sind aus. Die Sängerin mit dem Babywagen hat sicher irgendwo ein Dach, unter das sie schlüpfen kann. Auch um den Gitarristen im Rollstuhl muss man sich bestimmt keine Sorgen machen. Aber der Mann mit dem blauen Koffer? Gut



möglich, dass er die Nacht irgendwo unter einem Torbogen verbringt.

Um zehn Uhr schließt dann auch das einzige Geschäft am Platz, das Elektra heißt und Haushaltsgeräte wie aus einer anderen Zeit verkauft. Mit Mühe und Not zerren zwei Angestellte in Uniform den eisernen Rollladen auf das Niveau der Straße herab, es quietscht jämmerlich, dann knipsen sie die Lichter aus, versinkt auch diese Seite des Parque Hidalgo in Dunkelheit. Der Platz ist jetzt fast menschenleer. Nur eine Sitzbank ist noch besetzt, mit einem Liebespaar, das sich die Hände hält und etwas verzweifelt dreinblickt, vielleicht weil es sich der zunehmenden Romantik nicht gewachsen fühlt.

Vor der verriegelten Türe des Café Santa Clara steht ein junger Mann und spielt Klarinette. Er ist groß, dünn und sein blasses Gesicht wird von einer mächtigen Haube aus schwarzem Kraushaar gerahmt. Als stehe er auf der Bühne eines Konzertsaals, trägt er einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und feine Schuhe. Aus einem Lautsprecher zu seinen Füßen dringen die Töne eines Pianos, einzelne Akkorde nur, fast schläfrig hintereinandergesetzt. Dazu bläst er ebenso langsame, ganz einfache Tonfolgen, die sich aber

manchmal plötzlich zu komplexen Melodien mit wiederholten Harmoniewechseln entwickeln. Das ist Jazz, wie man ihn spätabends in Piano-bars hört, wenn in der Dunkelheit niemand sehen kann, dass einem die Augenränder feucht werden. Die reinen, bis zur letzten Schwingung gestalteten Töne der Klarinette halten den ganzen Platz in ihrem Bann. An der Ecke von Calle 59 und 60 taucht jetzt eine junge Frau mit einer schwarzen Maske auf. In ihrer Hand hält sie eine Reihe von Ballons, die wie Seifenblasen aussehen, mit funkelnden Sternen und Schmetterlingen drin, ein fürchterlicher Kitsch, aber auch seltsam schön. Es sind jetzt kaum noch Fußgänger unterwegs. Drum blickt sie hoffnungsvoll jedem Auto entgegen, das die Calle 59 hinauffährt. Viele sind das aber auch nicht mehr.

Ich glaube nicht, dass mein Fächermann noch auftauchen wird. Die Stadt hat sich der Nacht zugewendet, sein fröhliches «Bamm!» würde jetzt nicht mehr passen. Seltsamerweise habe ich gar nicht das Gefühl, ich hätte ihn verpasst. Ich werde einfach morgen wiederkommen.

Dieser Text erschien erstmals am Samstag, 4. Dezember 2021 in der Neuen Zürcher Zeitung, S. 50, 51.